

Gajek, Bernhard

Ernst Jünger : Einführung in sein Leben und Werk

Brünner Beiträge zur Germanistik und Nordistik. 1992, vol. 8, iss. 1, pp. 53-[72]

ISBN 80-210-0544-0

ISSN 0068-2705

Stable URL (handle): <https://hdl.handle.net/11222.digilib/105255>

Access Date: 19. 02. 2024

Version: 20220831

Terms of use: Digital Library of the Faculty of Arts, Masaryk University provides access to digitized documents strictly for personal use, unless otherwise specified.

BERNHARD GAJEK

ERNST JÜNGER EINFÜHRUNG IN SEIN LEBEN UND WERK

Diese Einführung in Leben und Werk Ernst Jüngers betont die diagnostischen und prognostischen Aspekte, da sich so der Zusammenhang des Gesamtwerks am ehesten zeigen läßt.

I. ZUM LEBEN

1. Kindheit

Daß Jünger noch im vorigen Jahrhundert — am 29. März 1895 — geboren wurde, ist bekannt. Der Geburtsort war Heidelberg. Der Vater Ernst Georg Jünger, in Hannover geboren und aufgewachsen, war an der Heidelberger Universität Assistent des Chemikers Victor Meyer und nahm dann die Familie nach Hannover mit, wo er als Gerichts- und Handels-Chemiker arbeitete. Nach dem Ersten Weltkrieg erwarb er die Löwenapotheke in Leisnig in Sachsen.

Was der Sohn dem Vater verdankt, ist in einigen Büchern nachzulesen — so in „Subtile Jagden“, im „Kaukasischen Tagebuch“ oder „Zweimal Halley“. „Des Lebens ernstes Führen“, wie es bei Goethe heißt, hat zweifellos der Vater vorgemacht — so die genaue Beobachtung von Naturscheinungen, den Sinn für Geschichte oder die Abneigung gegen Menschenmassen. Das erste Buch — „In Stahlgewittern“ — ging auf die Anregung des Vaters zurück, aus den Kriegstagebüchern ein gedrucktes Buch zu machen.

Die Mutter Lily „entstammte einer fränkisch-bayerischen Familie aus Dießen am Ammerssee und dem fränkischen Eichstätt... Sie verkörperte, wie einer ihrer Söhne, nämlich Friedrich Georg berichtete, gegenüber der nüchternen Rationalität des Vaters das musische Element, eine heitere Geselligkeit“.¹ In München hatten sich die Eltern kennengelernt.

¹ Vgl. Heimo Schwilk, *Ernst Jünger, Leben und Werk in Bildern und Texten*, Stuttgart 1988, S. 11.

Von der Kindheit in und bei Hannover und der Schulzeit in Schwarzenberg im Erzgebirge oder in Hameln erfahren wir immer wieder. In der ersten Fassung von „Das abenteuerliche Herz“, in den Tagebüchern aus dem Zweiten Weltkrieg (den „Strahlungen“), dem Bericht über das Sammeln von Insekten und Käfern („Subtile Jagden“), dem Essay „Annäherungen“ oder dem Roman „Die Zwille“ wird uns ein Kind geschildert, das ebenso behütet wie gefährdet aufwuchs. Behütend wirkten die gesicherten, wenn auch nicht üppigen häuslichen Verhältnisse, die fünf Kindern eine gutbürgerliche Erziehung ermöglichten. Gefahren kamen aus einer früh erwachten Fähigkeit, zwei Seiten einer Erscheinung wahrzunehmen: Ein Haus konnte sich als Ort der Geborgenheit wie des Eingesperrtseins entpuppen; ein Garten war ein kleines Paradies wie eine Wirrnis von Pflanzen, und in der Schule konnte man träumend in sich versinken oder den Lehrer durch Glanzleistungen gewinnen. In dem Roman „Die Zwille“ verkörpert der junge Clamor — so genannt nach dem Großvater väterlicherseits — eine derart ständig am Tode vorbeigeführte Knaben-Existenz: „Ursache und Wirkung vermochte Clamor schwer zu trennen — auch darin war er den anderen unterlegen, deren Gewandtheit er mit Staunen betrachtete. Er sah mehr das Nebeneinander der Bilder im Raum als ihre Folgen in der Zeit. Durch ihre unbewegte Tiefe wurde er gebannt und so zur Fremdling in einer Welt, in der die Räder immer schneller kreisten — ein Hindernis.“² „... in Quarta bekam ich das schlechteste Zeugnis, das wohl je im Lyzeum II zu Hannover erteilt worden ist. Fünfen durchaus, einschließlic des Betragens und selbstverständlich des Fleißes — nur in meinem wirklich erbärmlichsten Fache, dem Singen, eine Vier, vermutlich dank einem acte de pitié des Gesangslehrers. ‚Versetzung vollkommen ausgeschlossen‘ stand unter diesem Dokument.“³

Das sei nicht nur Eltern und Schlern zum Trost, sondern auch im Hinblick auf ähnliche Kinderschicksale um 1900 angeführt — sei es Hermann Hesse oder Ludwig Thoma. „Immer blieb diese Fremdheit: ‚Was habe ich hier zu schaffen, was habe ich verschuldet — wie komme ich hierher?‘“ fragt der junge, des Elternhauses beraubte Clamor in der „Zwille“.⁴ — „Fremdheit und „Fremde“ — das waren Worte, die den Heranwachsenden fesselten. Entsprechend war die Lektüre. In des Vaters Bücherschrank fand sich eine Ausgabe von „Tausendundeine Nacht“. Hinzu kamen Defoes „Robinson Crusoe“, die Indianergeschichten von Fennimore Cooper und Charles Sealsfields Schilderungen von Landschaft und Siedlerleben in Nordamerika, die phantastisch-historischen Romane des Alexandre Dumas, die glänzend geschriebenen Kolportage-Romane des Eugene Sue und schließlich die Abenteuer-Geschichten Wörrishöffers. Zuletzt konzentrierte sich das Interesse auf Afrika-Bücher, die durch „die deutsche Kolonial- und Flottenpolitik populär“ geworden waren — so Henry M. Stanleys Bericht über die Emin-Pascha-Mission, der den verlockenden Titel „Im dunkelsten Afrika“ trug. Der achtzehnjährige Gymnasiast sah in diesem Erdteil den

² *Die Zwille*. Schwilk, S. 17.

³ *Subtile Jagden*. Schwilk, S. 17.

⁴ *Die Zwille*. SW 18, 52.

„Inbegriff des Wilden und Ursprünglichen, den einzig möglichen Schauplatz für ein Leben in dem Format“, wie er es zu führen gedachte. Vor allem der Äquator zog ihn an, „das eigentlich tropische Land mit seinen schrecklichen Urwäldern und großen Strömen, seinen Tieren und Menschen, von jedem gewohnten Wege weit entfernt. Daß es noch Wildnisse gab, die nie ein Fuß beschritten hatte: dies zu wissen, bedeutete für mich ein großes Glück.“⁵

2. Die Fremdenlegion

Daß unter den heimlich und nachts gelesenen Büchern auch Dumas „Graf von Monte Christo“ und Arnims Novellen waren, kam dem achtzehnjährigen Burschen zugute. Mit achtzehn Jahren rückte er in die französische Fremdenlegion aus, und als er in Marseille auf den Transport nach Algier wartete, fragte ihn der Militärarzt, ob er das in der Bucht zu sehende Chateau d'If und das Fort Ratonneau kenne. Durch die Antworten gab der angehende Legionär sich als „homme de lettres“ zu erkennen, und der Arzt nahm sich die Mühe, ihn eindringlich vor dem vermeintlichen Abenteuer zu warnen. Zwar half das nichts, aber weil der Arzt den Vater Jünger unterrichtete, konnte dieser den Sohn über diplomatische Verbindungen schon nach sechs Wochen aus der französisch — algerischen Kaserne in Sidi-bel-Abbes wieder herausholen.

Dieses Abenteuer ist durch einen Abschnitt des „Abenteuerlichen Herzens“ und dann als Erzählung unter dem Titel „Afrikanische Spiele“ bekanntgeworden. „Jedes Abenteuer (lebt) durch die Nähe des Todes, den es umkreist... Das Abenteuer ist das Konzentrat des Lebens; wir atmen schneller, der Tod rückt näher heran.“ Das ist eine Deutung, die freilich erst später formuliert wurde — in den „Annäherungen“; aber sie trifft auch für den Aufslug nach Afrika und die ganze Kindheit zu, die damit beendet war.

Ende Dezember 1913 war der Ausreißer wieder im elterlichen Haus in Rehburg bei Hannover. Man muß den Vater bewundern, der mit „pragmatischem Sinn“ reagiert hat: Der Sohn sollte nun rasch das Abitur machen, dann könne er sich „nach Lust und Belieben in der Welt umsehen“.⁶

3. Der Erste Weltkrieg

Aber die Stichworte „Abenteuer“ und „Tod“ blieben auf andere Weise gültig. Das Abitur wurde ein Notabitur; denn am 1. August meldete Ernst Jünger sich freiwillig zum Militär. „Wir hatten Hörsäle, Schulbänke und Werktsche verlassen und waren in den kurzen Ausbildungswochen zu einem großen, begeisterten Körper zusammengeschmolzen. Aufgewachsen in einem Zeitalter der Sicherheit, fühlten wir alle die Sehnsucht nach dem Ungewöhnlichen. Da hatte uns der Krieg gepackt wie ein Rausch. In einem Regen von Blumen waren wir hinausgezogen, in einer trunkenen

⁵ *Das abenteuerliche Herz I.* Schwilk, S. 32.

⁶ *Kriegsausbruch 1914.* Schwilk, S. 40 und 42.

Stimmung von Rosen und Blut. Der Krieg mußte es uns ja bringen, das Große, Starke, Feierliche. Er schien uns männliche Tat, ein fröhliches Schützengefecht auf blumigen, blutbetroten Wiesen.“ So heißt es in den „Stahlgewittern“.⁷

Wenn man die expressionistische Diktion dieses berühmten Buches berücksichtigt und es mit anderen Kriegsbüchern vergleicht — etwa mit denen des Franzosen Henry Barbusse („Le Feu“, 1916; deutsch: „Das Feuer“, 1918) oder der Deutschen Werner Beumelburg („Sperrfeuer um Deutschland“, 1929), Edwin Erich Dwinger („Die deutsche Passion“, 1929—1932; Romantrilogie) oder Erich Maria Remarque („Im Westen nichts Neues“, 1928), dann relativiert sich das Pathos und gewinnt die Schilderung Jüngers eine eigene Kontur. Der Vater hatte dazu geraten, die kontinuierlich gemachten Stichworte zu einer zusammenhängenden Darstellung auszuarbeiten und zu veröffentlichen — im Selbstverlag und mit dem Foto des Verfassers, der kurz vor Kriegsende als Leutnant den höchsten preußischen Orden, den Pour le mérite, erhalten hatte.

Als der Kriegsfreiwillige Ernst Jünger Ende 1914 an die Westfront kam, war der deutsche Operationsplan schon gescheitert. Der Stellungskrieg hatte begonnen, und der Wechsel zwischen Beschossenwerden und Beschießen, die Erschöpfung im Graben und die kurze Erholung hinter der Front prägten den Alltag der Frontsoldaten auf beiden Seiten. Seltenere waren die Kämpfe Mann gegen Mann; und kriegsentscheidend waren nicht sie, sondern die Masse der Menschen und Kriegsmaterialien und die Versorgung mit Lebensmitteln.

II. DIE KRIEGSBÜCHER (1920—1925)

In den „Stahlgewittern“ (1920) wie in den folgenden Kriegsbüchern — „Der Kampf als inneres Erlebnis“ (1922), „Sturm (1923), „Das Wäldchen 125“ (1925) und „Feuer und Blut“ (1925) — versuchte der inzwischen in die Reichswehr übernommene Autor, sein Erlebnis des Krieges zu beschreiben und gleichzeitig die weltgeschichtliche Situation zu erkennen. Weltkrieg als Bürgerkrieg auf einem Planeten, der diesen Preis bezahlen müsse, um zur Einheit zu kommen — so lautete die Diagnose, die sich in allen Schilderungen von Kampfplust und Todesangst zu Wort meldete. Die Leidenschaft der Einzelkämpfe, die indianerhafte Findigkeit der neuen Stoßtrupptaktik, das Ausgeliefertsein an den tödlichen Hagel der Geschosse und die das eigene Leben erhaltende Kaltblütigkeit des Tötens — das alles wird mit erstaunlicher Konsequenz auf eine neue geschichtliche Epoche bezogen. Bemerkenswert, ja entscheidend ist weniger das Pathos der Vaterlandsverteidigung, sondern die Forderung, das Recht auf Vaterland auch dem Gegner zuzugestehen. Das ist die politische Begründung für jene Ritterlichkeit, die in der Materialschlacht nur gele-

⁷ Schwilk, S. 45.

gentlich, scheinbar zufällig noch möglich war. Der Gegner ist nicht ein Feind schlechthin, ist nicht ein Unmensch, ist kein Ungeziefer, das ausgerottet werden soll.

Bezeichnend dafür ist die in den „Stahlgewittern“ geschilderte Szene: Leutnant Jünger ist mit seinen Leuten in einen gegnerischen Schützengraben eingedrungen und hält einem englischen Soldaten die Pistole an die Schläfe. Der Engländer stöhnt vor Entsetzen auf und zieht ein Foto seiner Frau und seiner Kinder aus der Tasche. Nach Sekunden inneren Kampfes setzt Jünger die Pistole ab und rennt weiter. Oder der selbst verwundete Autor setzt gegen den Widerstand deutscher Bewacher durch, daß verwundete Gegner auf Wagen zum deutschen Lazarett gebracht werden.

„Für den Gegner mitdenken“, lautet die Formel, die in dem Essay „Der Kampf als inneres Erlebnis“ (1922) schon auftaucht. Sie ist wichtiger als die oft mißverstandenen Sätze, die den Kampf als die eigentliche Rechtfertigung menschlicher Existenz und Geschichte ansprechen. „Für den Gegner mitdenken“, das heißt im Auge behalten, daß der Kampf einen Sinn haben und daß dieser Sinn das Zusammenleben nach der Schlacht auf einer neuen Stufe vorbereiten solle. „Wer in diesem Krieg nur die Verneinung, nur das eigene Leiden und nicht die Bejahung, die höhere Bewegung empfand, der hat ihn als Sklave erlebt. Der hat kein inneres, sondern nur ein äußeres Erlebnis gehabt.“ So in dem genannten Essay „Der Kampf als inneres Erlebnis“.⁸

III. LEBEN ALS FREIER AUTOR (1923—1933)

1. „Nationalistische Zirkel“

„Der Krieg war verloren — daß ich noch einige Jahre beim Heer blieb, halte ich für einen Fehler, obwohl solche Urteile müßig sind“. Das ist 1970 aus dem Rückblick gesagt.⁹ Ende 1923 nahm Jünger seinen Abschied von der Reichswehr und studierte in Leipzig Philosophie und Biologie. Im Frühjahr 1925 widmete er sich einige Monate an der Deutschen Zoologischen Station in Neapel den Tintenfischen und Insekten. Im gleichen Jahr heiratete er Gretha von Jeinsen. In ihren 1955 — fünf Jahre vor ihrem Tod — erschienenen Lebenserinnerungen, den „Silhouetten“, hat sie diese Jahre in Leipzig und Berlin höchst eigenwillig und aus heiter-ironischer Distanz geschildert — nicht zuletzt die Besuche der sich befehdenden politischen Gruppen. Die eine bildeten die nationalistischen Sozialrevolutionäre um Friedrich Hielscher; die anderen hatten sich als „Nationalbolschewisten“ um Ernst Niekisch gesammelt. Einig war man sich in der Ablehnung der Weimarer Republik, die jene Werte, für die an der Front gekämpft worden war, zugunsten eines nivellierenden „Kollektivwesens“

⁸ Schwilk, S. 78.

⁹ *Annäherungen. Drogen und Rausch*. 1970. Schwilk, S. 83.

zu verleugnen und den Versailler Vertrag bereitwillig zu erfüllen schien. „Die Standarte“ hieß die „Wochenschrift des neuen Nationalismus“, als deren Mitherausgeber Jünger zum ersten und einzigen Male unmittelbar in die Politik einzugreifen suchte. „Im Innersten Verwandte“ seien die ehemaligen Frontsoldaten und daher „die berufenen Kämpfer für einen neuen Staat“.

2. Zeitdiagnosen

Die Züge des „neuen Staates“ führte Jünger auch in Bildbänden vor Augen — so in „Das Antlitz des Weltkrieges — Fronterlebnisse deutscher Soldaten“ (1930) — ein Buch, das den Krieg nicht nur als „Elend“, sondern als „Arbeits- wie als Kampfprozeß“ verstehen lassen sollte. Der Folgebänd — „Hier spricht der Feind“ (1931) — war ebenfalls aus dem Material des Reichsarchivs in Potsdam zusammengestellt, Jünger rechtfertigte die Photographie als die „uns eigentümliche... grausame Weise zu sehen“ und führte die Bilder als ein Argument seiner Geschichtsdeutung an: Der Weltkrieg habe das Vorhandensein von Nationen geleugnet; jetzt appellierten die Sieger an das „Idealbild einer gleichförmigen Menschheit, an ein Weltbürgertum, das keine Grenzen und Unterschiede kennt.“ Der Gegner sei zum Feind des Fortschritts und der Menschheit erklärt worden. Besser jedoch diene dem Schicksal der Völker „ein männlicher Geist, der die eigenen Grenzen kennt und die der anderen zu achten weiß... Die Möglichkeiten eines wirklichen Friedens werden besser erkannt von dem, der Grenzen und Eigenarten zu sehen versteht, als von dem, der ein trügerisches Bild der Gleichheit für die Grundlage der Wirklichkeit hält.“ — Diesen Stichworten werden wir später in der Schrift „Der Friede“ wieder begegnen.

3. „Die totale Mobilmachung“ (1930)

Die drei Bildbände — der dritte hieß „Die veränderte Welt“ und erschien 1933 — versuchten eine weitere Diagnose der Zeit. Erstaunlich ist, wie scharf sie die wesentlichen Züge treffen und wie schlaglichtartig Bild und Text die Schwerpunkte der Entwicklung herausheben. Dem entsprechen die drei großen Essays, deren Titel zu Schlagworten geworden sind. Der erste lautet „Die totale Mobilmachung“ (1930). Damit ist die vollständige Inanspruchnahme und Unterwerfung aller Einzelercheinungen und Kräfte unter ein Prinzip gemeint. Auf den Krieg angewandt, bedeutet dies: partielle Konflikte und durch Berufsheere auszutragende Kriege, wie sie zwischen den Monarchien des 19. Jahrhunderts noch üblich waren, sind unmöglich geworden. Die Demokratie dagegen macht die Verteidigung zur Aufgabe aller Waffenfähigen, und dies macht „die Anspannung aller Kredite, die Erfassung auch des letzten Sparpfennigs notwendig, um die Maschinerie in Gang zu erhalten. So fließt auch das Bild des Krieges als einer bewaffneten Handlung immer mehr in das weitergespannte Bild eines gigantischen Arbeitsprozesses ein. Neben den Heeren, die sich auf den Schlachtfeldern begegnen, entstehen die neuartigen Heere des Ver-

kehr, der Ernährung, der Rüstungsindustrie — das Heer der Arbeit überhaupt. In der letzten, schon gegen Ende des Krieges angedeuteten Phase geschieht keine Bewegung mehr — und sei es die einer Heimarbeiterin an ihrer Nähmaschine — der nicht eine zum mindesten mittelbare kriegerische Leistung innewohnt. In dieser absoluten Erfassung der potentiellen Energie, die die kriegführenden Industriestaaten in vulkanische Schmiedewerkstätten verwandelt, deutet sich der Anbruch des Arbeitszeitalters vielleicht am sinnfälligsten an — sie macht den Weltkrieg zu einer historischen Erscheinung, die an Bedeutung der Französischen Revolution überlegen ist. Sie zu verwirklichen, ist die Aufgabe der Totalen Mobilmachung, eines Aktes, durch den das weit verzweigte und vielfach geäderte Stromnetz des modernen Lebens durch einen einzigen Griff am Schaltbrett dem großen Strom der kriegerischen Energie zugeleitet wird.“¹⁰

4. „Der Arbeiter“ (1932)

Die Genauigkeit dieser Beschreibung widersetzt sich dem Mißbrauch des Titels. Er ist ein Diagnosebegriff, kein Propaganda-Schlagwort. Ähnlich steht es mit dem anderen Buch, das 1932 unter dem Titel „Der Arbeiter“ die Veränderung eines Menschentypus zu beschreiben versucht. „Das 19. Jahrhundert hat uns den Arbeiter im Wesentlichen als den leidenden Menschen vorgestellt. Weit spannender ist jedoch, wie der Arbeiter sich als gebietender Typus benehmen wird, und welche Unterschiede bestehen zwischen den Theorien, mit denen er seinen Kampf um die Macht führte, und einer neuen Wirklichkeit, in der der unbestreitbare Besitz der Macht selbst zum Ausdruck zu bringen ist.“¹¹

Der „Arbeiter“ ist der Mensch, der sich aus freien Stücken der totalen Mobilmachung unterwirft, der sein Leben in Energie verwandelt, und diese „offenbart“ sich „in Wirtschaft, Technik und Verkehr“ oder im Krieg.¹² „Das Verhältnis, in dem der Soldat zu seinen Waffen steht, ist ein ebenso ‚existentielles‘ wie das des Arbeiters zu den Maschinen, ein Bund auf Leben und Tod. Was immer dem Einzelnen an subjektiven Eigenschaften, Vorstellungen, Gefühlen und Bindungen zukommt, ist im Augenblick des Einsatzes gleichgültig und ohne Eigenwert, sofern es nicht dem Arbeitsprozeß selbst dient, der sich auf diese Weise in eine Kette unendlicher Bewährungsproben verwandelt.“¹³

Der „Arbeiter“ ist der Typ, der dem Triumph der Technik einen Sinn geben könne, so wie die Opfer des Ersten Weltkriegs sinnvoll gewesen sein sollen: Nicht mehr die Kühnheit des Individuums, sondern die heroische, ja hoffnungsfreie Pflichterfüllung des „repräsentativen Einzelnen“ mache die „Gestalt“ aus und befähige zur Herrschaft. Erzeugung, Transport und Verwaltung seien die konkreten Aufgaben. „Das Klappern der Webstühle

¹⁰ *Die totale Mobilmachung*. SW VII, 125f.

¹¹ Ernst Jünger in einer Rundfunksendung zur Zeit der Veröffentlichung des Buches. Angef. nach Karl O. Paetel, Ernst Jünger. romo, S. 47.

¹² *KNLL VIII*, 938.

¹³ a.a.O.

von Manchester, das Rasseln der Maschinengewehre von Langemarck — dies sind Zeichen, Worte und Sätze einer Prosa, die von uns gedeutet und beherrscht werden will.“

Der Kreis, in dem derartige Gedanken diskutiert wurden, war heterogen. Der Leipziger Philosoph Hugo Fischer — das Vorbild für „Nigromontan“ im „Abenteuerlichen Herzen“ und für den Magier „Schwarzenberg“ in der Erzählung „Besuch auf Godenholm“¹⁴ — Hugo Fischer also gehörte dazu, der Maler und Zeichner Andreas Paul Weber, der Berliner Staats- und Völkerrechtler Carl Schmitt, ferner die Schriftsteller Erich Mühsam, Friedrich Hielscher, Ernst von Salomon, Arnolt Bronnen, Ernst Toller, Franz Schauwecker und Albrecht Erich Günther oder der Verleger Ernst Rowohlt. Zu Ernst Niekischs schon genannter Zeitschrift „Der Widerstand“ trug Jünger zahlreiche Aufsätze bei. Als Ernst Niekisch (der „Cellarius der Tagebücher“), der für einen nationalen Radikal-Sozialismus nach sowjetischem Vorbild eintrat, von den Nationalsozialisten (am 21. März 1937) verhaftet wurde, nahm Jünger Niekischs Frau Anna und ihren Sohn bei sich auf.¹⁵

„... was mir aber vor allem wichtig ist, das ist die Erkenntnis des Dämons im Menschen, und jeder meiner näheren Bekannten besitzt eine tiefe Stelle, die ich unbedingt respektiere und die überhaupt die Voraussetzung einer Bekanntschaft ist. Die Heterogenität meiner Neigungen bringt mich oft in Verlegenheit.“¹⁶

5. Nationalsozialismus

Doch den Nationalsozialisten gegenüber verhielt Jünger sich überwiegend zurückhaltend. Zwar war er anfangs von Hitlers dämonischer Redebegabung beeindruckt; 1923 hatte er ihn in München gehört. Und er hatte ihm seine Kriegsbücher geschickt, weil er sich mit Hitler einig in der Ablehnung des Versailler Vertrages fühlte. 1926 kam ein Treffen in Leipzig nicht zustande, weil Hitler kurzfristig absagte. 1927 und 1933 bot die NSDAP Jünger vergeblich ein Reichstagsmandat an. Als sie ihn im November 1933 in die „gesäuberte“ Deutsche Akademie für Dichtung aufnehmen wollte, wies er dies unter Hinweis auf das 59. Kapitel des „Arbeiters“ ab; dort war von dem „neuen Geschlecht von Verwaltern und Kulturbeamten“ und der Züchtung eines „verschrobeneren Gefühls für die ‚wahre Größe‘ des Volkes“ die Rede. Ferner hieß es da: „Man wird schwerlich auf eine so peinliche Mischung von Abgedroschenheit und Überhesung stoßen, wie sie in den offiziellen Staatsansprachen mit ihrer unvermeidlichen Berufung auf die deutsche Kultur üblich geworden ist.“ Das war eine indirekte, aber deutliche Mitteilung. Zwar hat Jünger sie in einem Brief an den Akademie-Präsidenten Werner Beumelburg (unter dem 18. November 1933) einen für seine „persönliche Lebensführung gültigen Grundsatz“ genannt, aber auch seine entschlossene Bereitschaft „zur

¹⁴ Schwilk, S. 125.

¹⁵ Schwilk, S. 136.

¹⁶ An Friedrich Hielscher, 11. 11. 1934. Schwilk, S. 118.

positiven Mitarbeit“ am neuen Staate, ungeachtet mancher persönlichen Verärgerung, wie etwa der Haussuchung, die in meinen Räumen stattgefunden hat“, betont.¹⁷

Verärgert über die Ablehnung war vor allem der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda, Joseph Goebbels. Ihn hatte Jünger früher schon brüskiert, indem er während einer Goebbels-Rede aus dem Raum gegangen war. Jetzt wurde er dem Parteiblatt, dem „Völkischen Beobachter“, gegenüber deutlich. Als dieser Stücke aus seinem Buch „Das abenteuerliche Herz“ unautorisiert abdruckte, verwahrte er sich (mit dem Brief vom 14. Juni 1934): „... es (erscheint) nicht angängig...“, daß einerseits die offizielle Presse mir die Rolle eines Mitarbeiters zuerkennt, während andererseits der Abdruck meines Schreibens an die ‚Dichter-Akademie‘ durch offizielles Presse-Kommuniqué unterbunden wird. Mein Bestreben läuft nicht darauf hinaus, in der Presse möglichst oft genannt zu werden, sondern darauf, daß über die Art meiner politischen Substanz auch nicht die Spur einer Unklarheit herrscht.“¹⁸

Das eben erwähnte Buch „Das abenteuerliche Herz“, eine 1929 veröffentlichte Sammlung surrealistischer Prosaexperimente und Träume, eine Folge von scharfen Charakterisierungen von Film, Sport und Großstadterscheinungen, war in der Tat ein Beweis für eine eigene „Substanz“. In der zweiten Fassung von 1938 wurde der politische Gehalt noch deutlicher. Die Überarbeitung suchte die im „Arbeiter“ angedeutete Kontinuität festzuhalten, ja als Maxime für den einzelnen zu radikalisieren: „Die Freiheit, die die beiden Prinzipien des Nationalismus und des Sozialismus zu schaffen vermögen, ist nicht substantieller Natur; sie ist eine Voraussetzung, eine mobilisierende Größe, aber kein Ziel!“

IV. VOM ALTEN ZUM NEUEN TESTAMENT

1. „Kehre“ und Kontinuität

Diese „Kehre“ von der Aktion zur „Substanz“ war bewußt. Mit ihr setzte Jünger sich in ein neues Verhältnis zu sich selbst wie zu seiner Gegenwart. „Die Bücher über den Ersten Weltkrieg“, so schrieb er am 21. September 1942 von Paris aus einem seiner vielen Briefpartner, „den Arbeiter, die Totale Mobilmachung und zum Teil noch den Aufsatz über den Schmerz möchte ich als mein Altes Testament bezeichnen — als Übergang zum Neuen betrachte ich die kleine Vision ‚Sicilischer Brief an den Mann im Mond‘. An diesem allem werde ich schon deshalb nichts modifizieren, weil ich am Unterbau nichts ändern will. Es wäre nach dem

¹⁷ Vgl. Joseph Wulf, *Kultur im Dritten Reich*. Bd. 2. Literatur und Dichtung im Dritten Reich: eine Dokumentation. Berlin 1989, S. 37–39, bes. S. 38f. — Vgl. Schwilk, S. 143; dort wird als Termin der Aufforderung, der Akademie beizutreten, der 9. Juni 1933 genannt.

¹⁸ Schwilk, S. 142.

„Arbeiter“ ein gradliniges Fortschreiten möglich gewesen; dieses hätte in eine reine Masken- und Automatenwelt geführt. Stücke aus der zweiten Fassung vom „Abenteuerlichen Herzen“ deuten das an.“ Nichts soll widerrufen, sondern als Weg zur neuen Position erkannt und benannt werden.“

2. „Über den Schmerz“ (1934)

Dazu gehörte insbesondere die eben erwähnte Abhandlung über den Schmerz. Sie erschien 1934 in dem Sammelband „Blätter und Steine“ und ist einer der wichtigsten Texte in Jüngers Werk und weit darüber hinaus.

Sie beginnt mit einer Definition: Der Schmerz ist die Antwort des Menschen darauf, daß dieser seine Bestimmung zum Tode wahrnimmt. So sicher wie der Tod ist der Schmerz; „er gleicht einem Mahlwerk, das das ausspringende Korn in feineren und tieferen Gängen erreicht, oder dem Schatten des Lebens, dem man sich durch keinen Vertrag entziehen kann... Der Gesang ‚*Media in vita*‘ entspringt einer Stimmung, die diese Bedrohung kennt... Im Maß, in dem die Bedrohung sich steigert, dringt auch der Zweifel an der Gültigkeit unserer Werte auf uns ein. Wo der Geist alles in Frage gestellt sieht, neigt er einer katastrophalen Auffassung der Dinge zu... Die apokalyptischen Visionen häufen sich.“¹⁹

Hier entfaltete Jünger — im Jahre 1934 — eine leidenschaftliche Todesbewußtheit, die dem Staat, der soeben zur Erheiterung seiner Gefolgsleute das „Reichswerk Kraft durch Freude“ geschaffen hatte, einen dunklen Spiegel vorhielt — so wie auf Bildern des 16. Jahrhunderts der Tod überraschend im Spiegel einer Frau auftauchte. Es fehlte nicht an unbarmherzigen Hinweisen, so z. B. auf den „Angriff gegen die Ungeborenen...“, der den zugleich schwachen und bestialischen Charakter des Letzten Menschen kennzeichnet... In einem advokatorischen Zustand vernimmt man nur die Leiden der Ankläger, nicht aber die der Schutzlosen und Schweigenden.“²⁰

Das weist auf die Schinderhütten-Bilder der „Marmorklippen“ voraus und wurde zuvor — 1938 — in der zweiten Fassung des „Abenteuerlichen Herzens“ zum Darbietungsprinzip. „Figuren und Capriccios“ lautete nun der Untertitel. „Capriccio“ bedeutet hier die scheinbar spielerische, nur auf Einfällen gründende Abwandlung eines Themas, so wie sie in der bildenden Kunst seit Jacques Callot im frühen 17. Jahrhundert (1632/33) bekannt geworden ist. Phantastische, ja groteske Elemente und knappe, aber genaue Beschreibung vereinigen sich bei Callot oder dem Spanier Francisco de Goya (Los Caprichos, 1799) zu einer provozierenden Darstellung, die den unheimlichen Aspekt des Seienden, die Nähe zum Tod hervorhebt. Die „Capriccios“ Jüngers tun dies ausgiebig und schockierend. Besonders sind es Träume, die in geschliffener Sprache das Auftauchen des Unbekannten, des Bösen, der tödlichen Gefährdung in einem Menschen vorstellen, der weniger fragt, warum dies so sei, sondern anzu-

¹⁹ SW VIII, S. 147 und 149.

²⁰ a.a.O., S. 157f.

nehmen und zu artikulieren sucht, sich selbst als Medium eines Prozesses betrachtet und sich diesem zur Verfügung stellt. Allerdings fragte sich der Autor, was es für eine Welt und eine Zeit seien, in denen man solche Träume habe. — Die Reaktion des „Völkischen Beobachters“ war bezeichnend: mit solchen Büchern wage man sich in die „Zone der Kopfschüsse“.

V. IM ZWEITEN WELTKRIEG

1. In Frankreich und Rußland

Entsprechend war die Warnung, die das Heerespersonalamt aussprach, als Hans Speidel, 1941 im Stab des deutschen Militärbefehlshabers in Paris, später Oberbefehlshaber der Nato-Landstreitkräfte in Mitteleuropa, den reaktivierten Hauptman Ernst Jünger zu seiner besonderen Verwendung erbat. Das sei „ein gefährlicher Mann“, mit dem Speidel sich „nur schaden“ werde. Den Frankreich-Feldzug hatte Jünger als Kompanieführer mitgemacht — allerdings und zu seinem Leidwesen hinter der kämpfenden Front nachrückend. Die Entscheidungen waren in den Panzerschlachten in Nordfrankreich gefallen. Unter Speidels Schutz lebte er dann von April 1941 bis zur Entlassung aus dem Heer im September 1944 in Paris.

Diese Jahre sind in mehreren Tagebüchern festgehalten. „Gärten und Straßen“ heißt das erste, 1942 erschienene. Der Titel entspricht dem Inhalt, denn hier wird von der fast noch ruhigen Winterfront am Oberrhein Ende 1939 und Anfang 1940 berichtet, vom Einrichten in der Schilfhütte als Kompanieführer, von Kontrollgängen und vereinzelt Schußwechseln, vom Nachrücken hinter der deutschen Hauptkampflinie her — durch halb oder stark verwüstete Ortschaften und Städte, in einer Landschaft, die Jünger aus dem Ersten Weltkrieg schon kannte. Den Unterschied faßte er in einen Vergleich: Damals habe man ihm den hohen Orden für das Erlegen von Gegnern verliehen; jetzt habe er das Eiserner¹ Kreuz zweiter Klasse für die Bergung eines Verwundeten bekommen.

Innerhalb des Pariser Stabes war Jünger vorübergehend Zensur-Offizier. Vor allem aber sollte er das Ringen um die Vorherrschaft in Frankreich dokumentieren, das zwischen der Heeresleitung und der Partei begonnen hatte. Nicht zuletzt ging es um die Reaktion auf französische Attentate und Sabotage-Akte; von der Wehrmacht wurden sie so weit möglich totgeschwiegen, um die von der Partei verlangten Repressalien — hauptsächlich die Erschießung von Geiseln — zu verhindern.

Vom Hotel Raphael in Paris aus knüpfte Jünger Kontakte zu französischen Schriftstellern — so zu Sacha Guitry, Louis-Ferdinand Céline, Jean Cocteau, Henry de Montherlant, Paul Léautaud, Um-el-Banine oder zu den Malern Pablo Picasso und Georges Bracques. Die Besuche und Gespräche schlugen sich ebenso im „Zweiten Pariser Tagebuch“ nieder wie die Diskussionen um bestimmte Ausdrücke, die für die Übersetzung der „Marmorclippen“ geeignet sind. Anders als in „Gärten und Straßen

aber ist von einer zunehmenden Schwermut und Verzweiflung die Rede; so hält der Autor fest, daß er eine Woche lang die Nahrung verweigerte. Der Grund lag in der wachsenden Ausweglosigkeit: Wie kann angesichts der militärischen Erfolge in Frankreich, Skandinavien, Rußland, auf dem Balkan und in Nordafrika die Herrschaft des Nationalsozialismus gemindert oder gebrochen werden? Das „Kaukasische Tagebuch“, das die Inspektion der deutsch-russischen Kaukasus-Front im Winter 1942/43, kurz vor dem Fall von Stalingrad, beschreibt, spricht dieses Dilemma noch deutlicher aus.

2. Krieg und „Der Friede“ (1941–1949)

Das Tagebuch wurde zunehmend ein Mittel der zeitgeschichtlichen Diagnose und der Selbstkontrolle. Daß Hitler — der „Kniébolo“ der Tagebücher — gestürzt werden sollte, billigte Jünger, aber er blieb dem Attentat abgeneigt: es ändere wenig und stärke die angegriffene Seite (was historisch zu belegen ist). Um so gewichtiger war der Beitrag für ein neues Europa, den Jünger mit der Feder leistete. Im Winter 1941, als Hitler militärisch auf dem Höhepunkt stand, entwarf Jünger einen Aufruf an die europäische Jugend, um einen Frieden vorzubereiten, der für den Gegner mitdenken, d.h. für alle gerecht sein, die Schuldigen aber bestrafen sollte. Die zweite Fassung kam im Sommer 1943 zu den Männern, die den „Führer“ töten wollten. „Im Frühling 1944 unterbreitete General Speidel im Hauptquartier von Laroche-Gouyon die Schrift dem Generalfeldmarschall Rommel, dem die Lektüre den letzten Anstoß gab, sich an der Unternehmung des 20. Juli zu beteiligen. Es wurde beschlossen, sogleich nach dem Gelingen des Umsturzes die Schrift als außenpolitisches Manifest der Verschworenen in großem Umfange zu verbreiten.“²¹

Im ersten Kapitel von Jüngers Aufruf „Der Friede“ heißt es: „Von diesem Friedensschluß wird jeder, der auf dem Planeten lebt, betroffen werden... Man darf wohl sagen, daß dieser Krieg das erste allgemeine Werk der Menschheit gewesen ist. Der Friede, der ihn beendet, muß das zweite sein... Der Krieg muß für alle Frucht bringen...“ Die Tatsache, daß dieser Aufruf seit 1944 in Vervielfältigungen und Abschriften umgelaufen und ein Druck in Hamburg eingeleitet worden ist, wiegt schwerer als die regimekritischen Passagen in den Tagebüchern der Kriegszeit; sie kamen 1942 („Gärten und Straßen“) und 1949 („Strahlungen“) heraus. Allerdings enthielt der 1942 veröffentlichte Band („Gärten und Straßen“) unter dem 29. März 1940, dem 45. Geburtstag also, den Hinweis auf den 73. Psalm. Dem ging das Propagandaministerium nach. Jener Psalm ist überschrieben mit „Anfechtung und Trost des Frommen beim Glück des Gottlosen“ und beginnt mit dem Vers: „Israel hat dennoch Gott zum Trost“. Dadurch und durch die im Herbst 1939 erschienene Erzählung „Auf den Marmorklippen“ war Ernst Jünger zum „Fall“ geworden. Die Partei bekämpfte, die militärischen Vorgesetzten beschützten ihn. In den „Strahlungen“ ist „Kniébolo“ der abschätzigste Deckname für Hitler.

²¹ Paetel, S. 97f.

Aber im November 1944 verhinderte dieser, daß der Volksgerichtshof den aus der Wehrmacht entlassenen Urheber „defaitistischer Äußerungen“ und Autor der „Marmorklippen“ zur Rechenschaft zog. Hitler sah in Jünger immer noch den Laudator des Frontkämpfers von 1914—18.

3. „Auf den Marmorklippen (1939)“

Mit den „Marmorklippen“ meinte Jünger sein eigenes Schicksal vorhergesagt zu haben. Zum Jahreswechsel 1945 war er darauf gefaßt, „die Mengen von Manuskripten, die Arbeit reifender Jahre... in Flammen aufgehen zu sehen.“ Während des Krieges hatte jene Erzählung vielen die Augen für die Konzentrationslager geöffnet. Aber die Figuren sind keine Schlüsselfiguren. So ist der „Oberförster“ nicht Hitler, Göring oder Stalin gleichzusetzen, obwohl er auch deren Züge hat. Er war schon 1930 im „Abenteuerlichen Herzen“ konzipiert. Der „Oberförster“ ist ein „zugleich spielerischer und grausamer Tyrann“, wie Martin Meyer²² ihn genannt hat. Und die „kämpferische Kaste“ der Mauretaniern, die er sich dienstbar gemacht hat, rekrutiert sich nicht nur aus den nationalrevolutionären Gruppen der Weimarer Republik. „Das Wesen dieses Ordens (der Mauretaniern) liegt darin, daß er die Welt an jedem ihrer Punkte für meßbar hält. Daher zielt seine Auswahl auf die kühnsten Rechner ab. Das setzt voraus, daß weder Freiheit noch Unsterblichkeit besteht. Dafür tritt der Verstand als autonome Größe ins Schicksal ein.“ Dieser Orden ist nach dem maurischen, skrupellosen Zauberer in „Aladins Wunderlampe“ benannt, der versucht, durch perfekte Berechnung sich der Lampe zu bemächtigen.²³ Auch das nordafrikanische Land Mauretanien kommt in Betracht, von dort aus ist im 11. Jahrhundert die islamische Reform-Bruderschaft der Almoraviden ausgegangen. Der Konflikt zwischen den Mauretaniern und dem Oberförster kann zwar auf den Machtkampf zwischen SS und SA oder der Wehrmacht und der Partei bezogen werden, und der Aufstand, den Braquemart, eine „kalte, wurzellose Intelligenz“, und der junge Fürst gegen den Oberförster versuchen, deutet — 1939 — auf den Widerstand gegen Hitler voraus. Aber das beruht nicht auf einer Schlüssel-Figuration ex eventu, sondern auf dem Überschuß an Aussagekraft, die das auf Dauer Wesentliche trifft und den grundsätzlichen Widerstreit zwischen „ausgeformtem Nihilismus und wilder Anarchie“, darüberhinaus die Schwäche von Adel, Bürgertum und Geistlichkeit gegenüber den routinierten Technikern der Macht meint.

Ähnliches gilt für den Raum: Die „Marmorklippen“ zehren zwar von der Gletschermühle bei Sipplingen in der Nähe von Überlingen, wo Jünger mit seiner Familie seit 1936 lebte. Aber die „Campagna“, „Burgund“ und das „freie Land 'Alta Plana“ bilden mit der „Großen Marina“ — so genannt nach der „Marina Grande“, dem Meer nördlich von Capri — eine Modell-Landschaft, wie man sie etwa auf Altdorfers „Alexanderschlacht“

²² Ernst Jünger. München 1990, S. 300.

²³ Meyer, S. 644, Anm. 30.

sieht. Dennoch: Wenn man etwa vom Kloster Birnau aus, dem „Kloster der Falcifera“ in der Erzählung, auf den Bodensee und die Säntis-Gruppe blickt, kommt einem die Modell-Landschaft der Erzählung natürlich vor. Und das enge, geistig wie menschlich fruchtbare Verhältnis, das zwischen Ernst Jünger und seinem um drei Jahre jüngeren Bruder Friedrich Georg bestand, ging zweifellos in das erdichtete Brüderpaar — der Erzähler und „Bruder Otho“ — ein.

Denn der tatsächliche Lebensweg der Brüder — die freiwillige Teilnahme am Ersten Weltkrieg, die Reichswehrzeit und die Zugehörigkeit zum Kreis um Ernst Niekisch bis hin zur immer bewußteren Distanzierung vom Nationalsozialismus — verlief ähnlich wie die Entwicklung des Brüderpaares in der Erzählung.

Aber die Figuren und die Zeit sind nicht festzulegen, sie treffen für die unsrige wie eine spätere Epoche zu. „Stets wiederholt sich unsere Lage; die Zeit wirft immer wieder ihre Netze über uns“.²⁴ Doch sind die „Marmorklippen“ auch ein Dokument der „Inneren Emigration“, ein Stück des Widerstandes gegen Hitler. Jünger hat dies zwar nach 1945 bestritten, weil er das „Widerstandsgerede“ nicht mochte. Doch belegen die damaligen Reaktionen des Auslandes, daß man das Buch als indirekte, aber unmißverständliche Mitteilung über die nationalsozialistische Herrschaft las. So wurden — in der Schweiz etwa — die Allegorisierung der Gegenwart, aber auch der „Bezug auf die Gegenwart in der Schilderung der Mechanik des Schreckens“ hervorgehoben.²⁵

VI. NACH DEM ZWEITEN WELTKRIEG

1. „Heliopolis“

Offenbar hatte Jünger sich damit in eine Gattung gefunden, die er nun eindringlicher, ja lustvoller und lockerer als bisher pflegte: den real-symbolischen Zukunftsroman.

In März 1949 schloß er „Heliopolis — Rückblick auf eine Stadt“ ab. Wieder entwarf er einen Zweikampf: Der Landvogt strebt „die Herrschaft einer absoluten Bürokratie, ... ein geschichtsloses Kollektiv“ und „die Perfektion der Technik“ an. Der Prokonsul dagegen stützt sich „auf die Reste der alten Aristokratie“; er will eine „historische Ordnung“ und „die Vollkommenheit des Menschen“. Zwischen die Fronten geraten ein junger Offizier — Lucius de Geer, ein alter ego des Autors — und die Parsen, eine gleich den deutschen Juden gefährdete ethnische Minderheit; aus ihr kann eine Frau gerettet werden — dank Liebe und Mut, aber auch dank einem Zugeständnis an die Partei des Landvogts. Scheitern und

²⁴ Angef. bei Meyer, S. 320f.

²⁵ Vgl. die Artikel in der Neuen Zürcher Zeitung im Januar 1941 — Max Frischknecht, 8./9. 1. 1941 — und am 1. 11. 1942 von Hans Keller. Angef. nach Meyer, S. 643, Anm. 25.

Rettung bedingen sich; Glück und Gnade entscheiden. Daran ist zweierlei zu erkennen: die Dankbarkeit des Autors dafür, daß er den Zweiten Weltkrieg überlebte, aber auch die verhaltene Hoffnung auf die Zukunft.

2. „Gläserne Bienen“ (1957)

Daß diese eine Zeit der Hochtechnik und deren Überwindung zur „Metatechnik“ sein soll, verleiht dem Roman „Heliopolis“ einen Anflug von Science fiction, freilich der moralischen, ja theologischen Gattung. In der Erzählung „Gläserne Bienen“ (1957) übertrug Jünger das gleiche Problem auf ein Einzelschicksal, das in einer ähnlich „metatechnischen“ Zeit Vergangenheit und Zukunft modellartig vereint: Ein entlassener Offizier sucht in einer Roboter-Fabrik Arbeit und erkennt im Scheitern die Notwendigkeit, die „Illusionen“ der Metatechnik zu durchschauen und auf sich zu nehmen, ohne sich selbst preiszugeben. Technik und Liebe machen auch hier das antinome Thema aus; es entfaltet den Kampf und Sieg des einzelnen in einem die absolute Technik begehrenden Kollektiv. Der Erzähler faßt dies in Überlegungen, die für eine neue Zeit gelten sollen.

3. Der Waldgang

Jünger hatte das schon 1951 — in dem vielgenannten Essay „Der Waldgang“ — dargelegt: Der „Waldgang“ ist ein Bild für die Bewegung des einzelnen in einer Freiheit, die dem totalen Staat, dem Leviathan, abgerungen wird. Zu allen Zeiten hätten Einzelne sich dem totalen Herrschaftsanspruch widersetzt. Dieser bestünde in der Neuzeit weniger in Despotie und Diktatur als in der Herrschaft der Ziffer. „Der moderne Staat... funktioniert durch Verfahren des Messens und Teilens“; von ihm setzt sich der Waldgänger ab, indem er eine neue „Lehre von der Freiheit des Menschen gegenüber der veränderten Gewalt“ entwickelt, nach außen aber als loyaler Bürger erscheint.²⁶ Der Waldgang führt zur Befreiung von der Herrschaft der Statistik. Er ist also die Gegenbewegung zu jener Verdichtung, die die Gestalt des „Arbeiters“ meinte. Der Waldgänger löst den Arbeiter ab.²⁷ Dieser unterwirft sich freiwillig der totalen Notwendigkeit, jener — der Waldgänger — dagegen, entwickelt „ein ursprüngliches Verhältnis zur Freiheit“.²⁸ Dem gleichmachenden Prinzip der Demokratie werde dadurch begegnet, daß der Einzelne „aus eigenen Quellen schöpfen“ lernt.²⁹

4. „Eumeswil“ (1977): Der Anarch

Daran fehlt es in Jüngers dichterischen Arbeiten nicht. Immer hebt er den Beispielswert der Handlung heraus und läßt den Leser in eine Zu-

²⁶ Vgl. Meyer, S. 421.

²⁷ a.a.O., S. 420.

²⁸ *Der Waldgang*, S. 41f., SW VII, 306; Meyer, S. 423.

²⁹ *Der Waldgang*, Meyer, S. 425.

kunft eintreten, die in dem 1977 vorgelegten Roman „Eumeswil“ am kühnsten entworfen wurde. Ein Vorabdruck trug zu Recht den Titel „Urlaub von der Gesellschaft“.

Der Ich-Erzähler, ein neunundzwanzigjähriger Historiker, nimmt diesen Urlaub, ohne seine akademische Karriere oder seine Brotarbeit — er ist Nachtsteward auf der Kasbah eines „Tyranen“ — gegeneinander auszuspielen. So kann er die Unter- und Urgründe der Parteien in einem tropischen Stadtstaat des dritten nachchristlichen Jahrtausends studieren und im Tagebuch beschreiben. Mit den „Marmorklippen“ und „Heliopolis“ ist „Eumeswil“ durch das Motiv sich bekämpfender Mächte verbunden; sie lassen sich wie dort aus der Zukunft in die Gegenwart zurückdenken. Das Modell des Machtkampfes, das in unserer Zeit beim Sturz europäischer Diktatoren sichtbar geworden ist, war hier bereits nachzulesen. Aber weder in „Eumeswil“ noch in den anderen Zukunftsromanen ging es um eine Parteinahme, vielmehr um eine Lebensform, die der zwischen den Fronten sich bewegende einzelne entwickelt.

Jünger nennt sie die Existenz des „Anarchen“ und beansprucht für sie jene Direktheit des einzelnen zum Ganzen, die in Mystik und Pietismus den Menschen unmittelbar zu Gott erklärt, gerade wo er untergeordnet, ja abhängig zu sein scheint. Daß dies dem Christlichen entlehnt und nicht neu ist, weiß Jünger. Sein Erzähler erinnert sich daran, wenn es um die letzte Unabhängigkeit von menschlichen Konventionen und Normen und um eine Frömmigkeit nicht-kirchlicher Art geht. Auch in der „Zwille“ klingt derartige an.

Freilich nimmt Jünger seinen „Anarchen“ auch aus diesen Traditionen heraus — so als ob die Nivellierung, die der Nihilismus des 19. Jahrhunderts eingeleitet hat, im dritten Jahrtausend zunächst die Grundmauern der Ideen zerstören müsse, um einen neuen Grundriß zu ermöglichen. Das Christentum und andere Religionen zählt der Autor zu den ungesicherten, zersetzbaren Teilen unseres gegenwärtigen Weltgebäudes.

VII. „PLANETARISCHE ORDNUNG“

1. „Über die Linie“ (1950). „Der Weltstaat“ (1960)

Die Romane veranschaulichen, wie die Begriffe „Nihilismus“, „Anarchie“ und „Anarch“ zu Lebensformen von einzelnen und zu Geschichte von Gemeinwesen werden könnten. Dichten und Denken sind bei Jünger das gleiche und gehen aus der Beobachtung und Wahrnehmung von Zeit und Schicksal hervor. 1950 schon faßte er zusammen, wie er „Nihilismus“ verstehe: im Sinne Nietzsches als die Entwertung der obersten Werte, als einen Prozeß, der beschrieben, aber nicht begründet werden könne, der sich jedoch „den letzten Zielen“ nähere. Dies sei „ein Ausdruck des Weltbürgerkrieges, in dem wir begriffen sind. Das Ungeheure der Mächte und Mittel läßt darauf schließen, daß nunmehr das Ganze auf dem Spiele steht... Es handelt sich nicht mehr um nationalstaatliche Fragen,

auch nicht um Großraumabgrenzungen. Es geht um den Planeten überhaupt... Es sollte zugleich die Ansicht wachsen, daß ein dritter Weltkrieg, wenn auch nicht unwahrscheinlich, so doch nicht unvermeidlich ist. Nicht ausgeschlossen ist es, daß die Welteinheit sich durch Verträge erreichen läßt. Das könnte durch die Entstehung einer dritten Macht gefördert werden, als welche das geeinte Europa denkbar ist.“ So in „Über die Linie“ im Jahre 1950.³⁰

Doch bei der Dreigliederung werde es nicht bleiben. Der „Weltstaat“ zeige bereits „Organismus“ und „Organisation“. So hieß ein weiterer prognostischer Versuch von 1960. Er erklärte die „planetarische Ordnung... sowohl dem Typus wie der Ausstattung nach“ für „bereits vollzogen. Es fehlt nur noch ihre Anerkennung, ihre Deklaration. Sie wäre denkbar durch einen spontanen Akt... oder auch als erzwungen durch überzeugende Tatsachen. Immer muß Dichtung, müssen Dichter vorangehen.“³¹

Von seinem „Alten Testament“, dem „Arbeiter“, her sagte Jünger — 1960 — die einheitliche, nicht die „drei- oder mehrgeteilte Welt“ voraus: „Offenbar ist die Gestalt des Arbeiters stärker noch als der älteste und letzte der großen Gegensätze: als der von Ost und West.“ Damit trete der Staat in seine „finale Größe“, aber auch in eine „neue Qualität“ ein und höre auf, im historischen Sinne Staat zu sein. „Als der Staat auf der Erde eine Ausnahme, als er insulär oder im Sinne des Ursprungs einzigartig war, waren Kriegsheere unnötig, ja lagen außerhalb der Vorstellung. Dasselbe muß dort eintreten, wo der Staat im finalen Sinne einzigartig wird. Dann könnte der menschliche Organismus als das eigentlich Humane, vom Zwang der Organisation befreit, reiner hervortreten.“³²

2. „An der Zeitmauer“ (1959). „Die Schere“. (1990)

Worüber soll man — zum Schluß — nun reden? Darüber, daß Jünger vor dreißig und vierzig Jahren die Entwicklung erkannt und bündig ausgesprochen hat? Oder darüber, daß sein „Neues Testament“ als Widerspruch und dennoch folgerecht aus dem „Alten“ hervorgegangen ist? Kaum ein Schriftsteller der Weltliteratur hat so lange geschrieben wie Ernst Jünger. Seine Autorschaft währt jetzt über siebzig Jahre, so lange wie ein biblisches Menschenalter. Gibt es ein Zentrum oder gar ein Geheimnis?

Das bisher letzte, 1990 zum 95. Geburtstag erschienene Buch kann darüber Aufschluß geben. Es heißt „Die Schere“. Der Titel ist ein Bild für die Gegenbewegung zweier Bereiche, die sich um einen Punkt wie die Schneiden der Schere bewegen. Der eine Bereich ist die Zeitlosigkeit, aus der das Dasein, das Leben und der Mensch kommen und in die alles durch den Tod wieder einmündet. Der zweite Bereich ist die Zeit, in der das Dasein, das Leben und der Mensch sich konkretisieren.

³⁰ W V, 271.

³¹ *Der Weltstaat*. W V, 536f.

³² W V, 537f.

Der Mensch, sein Leben und sein Schicksal sind der Ort, an dem sich Zeitlosigkeit und Zeitlichkeit kreuzen; der Mensch ist die Achse, um die beides sich dreht. Den Anteil, den der einzelne an der Zeit hat, nannten die Griechen die Moira, das Schicksal; die Göttin, die den Lebensfaden abschneidet, war Atropos, die Unabwendbare.

Mit Hilfe dieser Vorstellung denkt Jünger in 284 kurzen, aphorismusartigen Kapiteln über Dasein und Zeit, Weg und Ziel des Menschen nach.

Er konzentriert damit die Überlegungen, die er in seinem geschichtsphilosophischen Essay „An der Zeitmauer“ über dreißig Jahre zuvor — 1959 — angestellt hatte, auf den einzelnen. Das Buch „An der Zeitmauer“ führte Thesen weiter, die der Autor wiederum dreißig Jahre vorher in dem Buch „Der Arbeiter“ aufgestellt hatte. An der Gestalt des Arbeiters, wir sagten es schon, hatte der Autor eine geschichtliche Wende abgelesen, die in der Beherrschung der Erde durch Technik bestand. In dem Essay „An der Zeitmauer“ ging es um eine inzwischen sichtbare Folge jener Wende: Die durch die Technik freigesetzte Kraft überschreitet — so Jünger — die Grenze zwischen der bisherigen Zeit und einem „Äon“, einem neuen Weltzeitalter, und diese Grenze nannte er die „Zeitmauer“. „Zum ersten Mal steht die Erde unter dem Diktat eines übergreifenden ‚Weltplans‘“. Die Entwicklung zielt auf globale Zusammenschlüsse.³³

„Für ihn wie für mich“, schrieb 1960 ein namhafter Rezensent über die „Zeitmauer“, „für ihn wie für mich erklärt sich die Weltstunde als Ende eines Weltalters, des eisernen nach der antiken Mythologie... Wir leben im Spätherbst eines Äons, in einer untergehenden, sich auflösenden Welt, die für viele zu Hölle, für beinahe alle unbehaglich geworden ist und deren Bedrohungen ständig zunehmen... Wir sehen die Weltgeschichte, das heißt die Geschichte unsres Weltalters, in hypertrophischen Staatengebilden, in sinnlosen Materialschlachten, in der Ausrottung unzähliger Tier- und Pflanzenarten, dem Hinwelken des Schönen und Wohltuenden im Bild der Städte und Länder, im Gestank der Fabriken, dem Erkranken der Gewässer, und nicht minder im Erkranken und Hinwelken der Sprachen, der Werte, der Worte, der Denk- und Glaubenssysteme hinsichtlich.“ Der namhafte Rezensent der „Zeitmauer“ war Hermann Hesse.³⁴

Die Veränderung, die Jünger meint, sei mit einer Passage aus der „Zeitmauer“ verdeutlicht: Es müßten die „vaterrechtlichen Bindungen zugunsten der matriarchalen an Macht verlieren... Entsprechend muß der Heroenkultus und die Bedeutung der geschichtlichen Person abnehmen. Titanische Kräfte nehmen zu; eines der Anzeichen dafür ist, daß der Techniker den Soldaten aus seiner Rolle drängt. Die Todesstrafe verliert ihre Begründung, während der Mord ohne Begründung gedeiht.“³⁵

Um die Möglichkeiten jenseits der „Zeitmauer“ anzudeuten, griff Jünger auf die Lehre von den drei Weltaltern zurück, die der italienische Zisterzienser Joachim von Floris im 12. Jahrhundert (im „Liber figura-

³³ Vgl. Hans-Horst Henschen in KNLL VIII, 936.

³⁴ Hermann Hesse, *Gesammelte Werke*. Werkausgabe edition suhrkamp, XII, 544f.

³⁵ KNLL, a.a.O.

rum“) verkündet hat; das Dritte Weltalter sollte ein „Reich des Geistes“ werden; in „Heliopolis“ war davon ebenfalls die Rede.³⁶

Auch Ernst Jünger weiß, daß derartige Bilder nicht beweisbar sind. Wir brauchen sie jedoch, um über etwas sprechen zu können, das die Erfahrung übersteigt oder sich anders nicht zur Sprache bringen läßt. Unter diesem Aspekt lohnt es sich, Jüngers letztes Buch, „Die Schere“, zu lesen — in der ständigen Überprüfung: was sehe ich ein und was nicht. Gerade auf diesen eigenen Standpunkt kommt es dem Autor an, und das Bild der Schere ist auch in diesem Sinne gemeint: Das Ich ist die Achse, um die das Universum sich bewegt. Irgendwann wird der Faden unserer Zeit abgeschnitten. Atropos, die unabwendbare Göttin, greift zu. Der Tod ist der Punkt, auf den die 284 Aphorismen ausgerichtet sind. Der Tod führt zum Ursprung, in einen Zustand außerhalb der Zeit zurück, in einen Berdich, „wo keine Schere mehr schneidet.“³⁷

VIII. DAS PHÄNOMEN ERNST JÜNGER

Diese Bewegung zum Tod ist vielleicht das Geheimnis oder — weniger pathetisch gesagt — die Formel des Phänomens Ernst Jünger. Er hat sich das Wort Demokrits aufgeschrieben: „Menschen, die dem Tode entfliehen wollen, laufen ihm in den Rachen.“ Und sein Werk, von den „Stahlgewittern“ bis zur „Schere“, schrieb er um die gleiche Mitte: um den Tod, den er als den größten Gegner anerkennt, für den er mitdenkt, zu dem er Lust hat und den er wie das Leben liebt. „Überwindung der Todesfurcht ist Aufgabe des Autors; das Werk muß sie ausstrahlen.“³⁸

LITERATURVERZEICHNIS

- Ernst Jünger, *Werke*. Bd. 1—10. Stuttgart 1960—1965. (W).
Ernst Jünger, *Sämtliche Werke*. Bd. 1—18. Stuttgart 1978—1983. (SW).
Greta von Jeinsen, *Silhouetten. Eigenwillige Betrachtungen*. Pfullingen 1955.
Karl O. Paetel, *Ernst Jünger. Eine Bibliographie*. Stuttgart 1953.
Hans Peter des Coudres und Horst Mühleisen, *Bibliographie der Werke Ernst Jüngers*. Stuttgart 1985.
Heinz Ludwig Arnold (Hrsg.), *Ernst Jünger. Text und Kritik 105/106*. München 1990.
Karl Heinz Bohrer, *Die Ästhetik des Schreckens. Die pessimistische Romantik und Ernst Jüngers Frühwerk*. München 1978.
Bernhard Gajek, *Vom zweiten ins dritte Jahrtausend. Zu Ernst Jüngers 95. Geburtstag*. In: Der Bund (Bern). 24. 1. 1990.

³⁶ *Heliopolis*, S. 395.

³⁷ *Die Schere*, 281, S. 185.

³⁸ *Autor und Autorschaft*, S. 142f.

- Bernhard Gajek, *Letzte Annäherung. Die Literatur zu Ernst Jüngers 95. Geburtstag*. In: Mittelbayerische Zeitung (Regensburg). 10. 7. 1990.
- Wolfgang Kaempfer, *Ernst Jünger*. Stuttgart 1981.
- Kindlers Neues Literatur Lexikon*, hrsg. von Walter Jens. Bd. 8. München 1990. (KNLL).
- Martin Meyer, *Ernst Jünger*. München 1990. (Meyer).
- Karl O. Paetel, *Ernst Jünger im Selbstzeugnissen und Bilddokumenten*. Reinbek 1962.
- Heimo Schwilk, *Ernst Jünger. Leben und Werk in Bildern und Texten*. Stuttgart 1988. (Schwilk).
- Heimo Schwilk (Hrsg.), *Das Echo der Bilder. Ernst Jünger zu Ehren*. Stuttgart 1990.